

melband behandelten politischen Regime allesamt als „faschistische“ zu charakterisieren. Sie übersahen, daß sich die autoritären Regierungen in keinem der behandelten Länder auf überwiegend vom städtischen und ländlichen Kleinbürgertum getragene soziale Bewegungen stützen konnten, wie dies beim italienischen Faschismus und beim Nationalsozialismus der Fall war. Holm Sundhaussen schreibt sogar, Südosteuropa sei in der Zwischenkriegszeit strukturell unfähig gewesen, einen Faschismus hervorzubringen (S. 341 f.)

Tatsächlich zielten die Diktaturen in erster Linie darauf ab, die aufgrund des Ausbleibens einer frühen Nationalisierung klaffenden Konsenslücken zu schließen und die innere Fragmentierung der Länder zu überwinden. Die ideologische Plattform, von der aus dies erfolgte, konnte wie im Falle Ungarns unter Horthy oder Jugoslawiens unter König Aleksandar II. rückwärtsgewandt sein. Der Admiral vertrat als Reichsverweser die „legitime“ Habsburgerdynastie, der König aus dem Hause Karadžević war noch am Hofe des russischen Zaren aufgewachsen und orientierte sich an dessen Vorbild. Andere Diktatoren, wie etwa der dann doch auf parlamentarischem Wege entmachtete Milan Stojadinović oder König Boris III. von Bulgarien, blickten bereits unmittelbar nach Rom und Berlin. Allerdings blieb ihre Fähigkeit, die „Nationalisierung der Massen“ voranzutreiben und zu vollenden, weit hinter derjenigen faschistischer Regime zurück.

Rolf Wörsdörfer

Verena Pawlowsky, Mutter ledig – Vater Staat. Das Gebär- und Findelhaus in Wien 1784–1910

Innsbruck/Wien/München/Bozen: Studienverlag 2001, 340 Seiten.

Das Buch stellt die erste umfassende Monographie des Wiener Gebär- und Findelhauses von seiner Gründung bis zur Umwandlung in ein Landeszentralkinderheim dar und ist aus einem Projekt des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung und der Österreichischen Nationalbank hervorgegangen. Es war die größte Fürsorgeeinrichtung der Habsburgermonarchie und eines der größten Findelhäuser Europas, in dem während seines Bestehens rund eine dreiviertel Million Kinder Aufnahme fanden. „Größer“ war nur jenes in St. Petersburg; Sevill-

la und Paris lagen unter der Kapazität von Wien. Aber hinter derartigen Zahlen, die zwar für die Entstehung von moderner Fürsorgeverwaltung nicht uninteressant sind, liegen immer auch individuelle Schicksale, ungewollte Schwangerschaften von Müttern, meist ledig, die für ihre Kinder nicht sorgen konnten oder wollten, „Kosteltern“, die sich regelmäßig Kinder aus der Anstalt holten, Kinder, deren Überlebenschancen als Findelkinder nicht sehr hoch waren: 95 % aller zwischen 1784 und 1812 Aufgenommenen starben, ehe sie aus der Findelpflege entlassen hätten werden können, einmal in Pflege stiegen ihre Überlebenschancen tendenziell an, zwischen 1883 und 1912 sank die Mortalitätsrate auf 12 % (der pro Jahr insgesamt verpflegten Kinder) (S. 212). Die Autorin versteht es sehr gut, in die langfristigen Entwicklungen immer wieder kleine individuelle Fallgeschichten einzubauen (so etwa S. 59–61).

Einleitend untersucht sie die Institution der Findelhäuser, die ja im deutschsprachigen Raum nur in katholischen Regionen zu finden waren und die dem Kindsmord vorbeugen sollten. Das Wiener Haus wurde durch seinen organisatorischen Zusammenhang mit der Gebäranstalt geradezu ein Leitmodell. Frauen konnten dort seit der Gründung 1784 durch Joseph II. anonym gebären. Zahlten sie dafür, abgestuft nach drei Entgeltklassen, so konnten sie ihre eigene Dienerschaft mitbringen oder in kleinen Mehrbettzimmern liegen, in denen zumindest Vorhänge zwischen den Betten eine Art von Privatsphäre zuließen. Nach 1820 hatte diese Gruppe von Müttern allerdings anteils- und zahlenmäßig nur mehr einen kleinen Anteil. Die Frauen der vierten Klasse überwogen bei weitem: Sie wurden zwar umsonst betreut, lagen jedoch in Sälen mit 50 bis 70 Betten, hatten vor ihrer Entbindung zu arbeiten (z.B. Holz- und Wassertragen, Wäsche von Wöchnerinnen und Säuglingen reinigen, flicken, Putzdienste im Haus), sich zu einem mindest viermonatigen Ammendienst im Findelhaus zu verpflichten und mussten vor allem den angehenden Geburtshelfern und Hebammen als „Anschauungsmaterial“ zur Verfügung stehen. Spricht man heute über den Ruf der Wiener medizinischen Schule, so sollte am Beispiel der sich damals als Fach etablierenden Gynäkologie und Geburtshilfe nicht vergessen werden, dass dazu die „insgesamt mehreren 100.000 Frauen auf diese Weise nicht unwesentlich“ beitrugen (S. 95 f.).

Die meisten Mütter übergaben ihre Kinder der Findelanstalt. Ihre Aufnahmeprotokolle verzeichnen die regionale Herkunft, das Alter, den Zivilstand und die Religion. Diese Daten waren aber nur der Anstalt bekannt, sie durften nicht einmal gegenüber dem Gericht verwendet werden. Pawlowskys umfassende Analyse (Kap. 3) macht das Umfeld der anonym gebären-

den Findelhausmütter sichtbar: Sie waren ledig, katholisch, aus ländlichem Raum nach Wien zugewandert, zwischen 20 und 29 Jahre alt und als Dienstbotinnen beschäftigt (S. 84). Damit wird aber auch greifbar, dass das Problem der urbanen Illegitimität mit der Binnenmigration von agrarischen Gebieten in die Metropole und ihren spezifischen Beschäftigungssegmenten für junge, unverheiratete Frauen zusammenhing. Sie war eben nicht das kausale Ergebnis des Vorhandenseins eines Findelhauses, wie manche Zeitgenossen meinten. Die Ursachen lediger Mutterschaft wurden ja überhaupt den Frauen zugeschrieben, indem sie entweder als „schamlose Freudendirnen“ oder als willenslose „Schlachtopfer der Verführung“ gesehen wurden. Die Autorin gibt viele Beispiele für die unterschiedlichen zeitgenössischen männlichen Diskurse (von Ärzten, topographischen Beschreibungen, medizinischen Berichten) über die „ledigen Mütter“ und macht durch deren kritische Analyse die Situation der Frauen sichtbar.

Die Überstellung der Kinder vom Gebärd- ins Findelhaus erfolgte ab den 1850er Jahren ca. acht bis neun Tage nach der Geburt, was ihre Überlebenschancen besserte. Besonders in den 1790er Jahren waren sie oft bloß schon mit ein, zwei Tagen ins Findelhaus gekommen, meist mit letalen Folgen. Bei der Aufnahme wurden der Name des Kindes, sein Geburts- und Aufnahmedatum und der Name der Mutter registriert. Dies unterblieb, wenn die Mutter für die Aufnahme des Säuglings bezahlte. Damit Kinder und Mütter jederzeit einander zugeordnet werden konnten, bekam die Mutter einen sogenannten „Kopfzettel“, sein Gegenstück (mit rotem Aufdruck für Mädchen und schwarzem für Buben) musste immer beim Findelkind verbleiben.

Die Entwicklung medizinischer Klassifizierungsschemata, hier bei der sich als Fach damals ausbildenden Pädiatrie, hatte Auswirkungen: Ab 1867 wurden die Säuglinge gewogen, nur „lebenskräftige und körperstarke“ mit mehr als 3,5 kg wurden sofort an Kosteltern außer Haus verteilt. Die anderen wurden von den „Hausammen“ versorgt, die neben dem Stillen und der Kinderpflege auch zu Reinigungsdiensten im Findelhaus und in der Küche herangezogen wurden. Oft mussten sie mehr als zwei Kinder stillen und dies bei unzureichender Kost aus der verpachteten Anstaltsküche. Dass etwa jeder Amme lt. Hausordnung pro Tag 1,7 Liter Bier zustand, erregte um 1900 unter den Ärzten breite Diskussionen: Denn sie schrieben dem Alkoholenuss stillender Frauen eine nachteilige Wirkung auf das Kind zu und fürchteten um die negative Beispielwirkung insgesamt, doch der Biergenuss war ein wichtiger Anreiz für die Tätigkeit als Amme. 1904 reduzierte man den Bierkonsum auf 0,6 Liter und schenkte dafür mehr Milch und Milchkaffee aus, was auch mit dem steigenden

Einfluss der Abstinenzbewegung zusammenhing, vor allem aber für die Anstalt billiger war. Da das Findelhaus nicht die Mütter aller Kinder als Ammen übernahm, vermittelte es diese auch mit seinem (1801 gegründeten) „Säugammen-Institut“. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sank allerdings die Nachfrage nach Ammen tendenziell, 1897 wurden nur mehr 10 % der „Hausammen“ weitervermittelt, die ersten verträglichen Nahrungsersatzmittel für Säuglinge kamen auf, das Ammenwesen hörte allmählich auf.

Seit 1802 fungierte das Findelhaus auch als „Schutzpockenhauptinstitut“, das kostenlose Blatternimpfungen durchführte und die Impfpfärzte der Monarchie mit Impfstoff versorgte. Indem man den Säuglingen den Kuhpockenerreger einimpfte, wurden sie zu „Stammimpfungen“, von denen man die „Impflymphe“ gewann. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts konnte man aber der steigenden Nachfrage nach Impfstoff nicht mehr nachkommen, trotz Kritik der Ärzte hatten die Säuglinge des Findelhauses aber noch bis 1893 diese Funktion in der Seuchenprävention.

Die meisten Findelkinder wurden aber möglichst rasch in die sogenannten Außenpflege zu Kosteltern gegeben, schon weil die Aufnahmekapazität des Hauses beschränkt war. Katholische Ehefrauen oder Witwen, versehen mit einem Sittlichkeits- und Wohlstandszeugnis, konnten sich gegen regelmäßiges Kostgeld um die Kinder zu kümmern. Dies war ein Zuverdienst in ländlichen Gebieten, insbesondere im Waldviertel, in nahe gelegenen Teilen Böhmens und Mährens oder, als man damit nicht auskam, auch aus Ungarn. Denn zum Höchststand der Entwicklung im Jahre 1881 gab es 36.364 Pflegeplätze für die Findelkinder (S. 155). Nur Vermutungen lassen sich darüber anstellen, wieso bestimmte Regionen zu bevorzugten „Abgabegebieten“ von Findelhauskindern wurden. Denn die Gegenden, wohin die Wiener Findelkinder kamen, waren oft zugleich auch Absatzgebiete der Prager, Brünnener oder Grazer „Findlinge“, die Höhe des Pflegegeldes steuerte dann oft die Aufnahmefähigkeit der Kosteltern (S. 171). Da würden erst vergleichende Untersuchungen Klarheit über das Funktionieren dieses „ländlichen Nebenerwerbs“ schaffen. Allein die soeben verwendete Sprache zeigt, dass durch die ungeheure Anzahl der zu betreuenden Kinder die spätere „staatliche Fürsorge“ zunächst auch als Verwaltungsprozess entstand.

Das letzte Kapitel (Kap. 7) stellt die Kinder in den Mittelpunkt. Sie wurden als Angehörige der Unterschicht erzogen und erlebten schon von der Schulzeit weg ihre Randposition, indem man sie auf die „Eselsbank“ verbannte. Ausgrenzung, Armut und Arbeit prägte ihre Kindheit. Die „Kosteltern“ erhielten anfangs bis zum 15. Lebensjahr des „Pfleglings“ die Unter-

stützung, als sich die Zahl der Findelkinder erhöhte, setzte man die Zahlung des Pflegegeldes bis zum sechsten Lebensjahr herab, erhöhte sie dann wieder auf zehn Jahre. Wenn sie nicht bis zur Großjährigkeit im Haushalt der „Pflegeeltern“ bleiben konnten, wurden sie der kommunalen Armenfürsorge unterstellt. Ausführliche Analysen über die Todesursachen, ihre jahreszeitliche Verteilung und der Zusammenhang mit der Ernährungsweise der Säuglinge durch Ammen und Pflegemütter sowie die aufkommenden modernen Säuglingsnahrungsmittel schließen das Kapitel ab.

Neben der subtilen Argumentation der Autorin, ihrer Fähigkeit, die zeitgenössischen Diskurse darzustellen und zu bewerten, muss besonders noch die Zusammenstellung und Auswertung der Datenbank zum Wiener Findelhaus hervorgehoben werden: Frequenz der Zahlgebärdabteilungen im Wiener Gebärhaus, Aufnahmezahlen des Wiener Findelhauses, Aufnahmezahlen europäischer Vergleichsinstitute, uneheliche Geburten und Kindesaussetzung in Wien, sozialstatistische Angaben zu den Müttern, Entwicklung der Pflegegelder, Sterblichkeit der Findelkinder. Denn diese nunmehr aufbereiteten seriellen Quellen werden bei verschiedenen Aspekten des Alltagslebens von städtischen Unterschichten brauchbar zu konsultieren sein.

Viele zeitgenössische Abbildungen, Zeichnungen aus Zeitungen oder alte Photos, illustrieren den Band. Aus Tiroler Sicht könnte die ausgezeichnete Arbeit als Anregung genommen werden, die Trienter Anstalt Alle Lasten¹ bzw. das Gebärhaus in Innsbruck wieder einmal genauer zu untersuchen, gewissermaßen einer nun vorliegenden Arbeit zum Gebär- und Findelhaus in der Metropole jenes an der südwestlichen Peripherie gegenüberzustellen.

Gunda Barth-Scalmani

Daniele Menozzi, *Sacro Cuore. Un culto tra devozione interiore e restaurazione cristiana della società*

Roma: Viella 2001, 319 pp.

L'autore del volume, attualmente docente di storia della chiesa presso l'Università di Firenze, propone ed approfondisce da tempo una visione della storia religiosa incentrata sullo studio del rapporto intercorso tra la

1 Für die es aus neuerer Zeit nur eine italienische Arbeit von Jolanda Anderle und einen deutschen Aufsatz von ihr gibt: Jolanda ANDERLE, Die Gebär- und Findelanstalt Alle Lasten bei Trient. In: Otto DAPUNT (Hg.) Fruchtbarkeit und Geburt in Tirol, Oberschleißheim bei München 1987, S. 123–143.